Friede auf Erden!

Weihnachtsgeschichte von Rudolf Presber.

Es war ein trüber Wintermorgen.

Die Sonne versteckte sich hinter grauweißen Wolken. Es hatte die Nacht über stark geschneit und fußhoch lagen in den Straßen die frisch gefallenen glitzernden Crystalle. Die Gaslaternen brannten noch trüb und verdrossen, aber schon hastete und drängte es sich auf den Plätzen und Gassen. Die kurzschlummernde Großstadt war heute noch früher erwacht als sonst. Noch galt es viel zu besorgen, einzukaufen, zum Abschluß zu bringen vor dem Abend, dem einzig-weihevollen Abend dieses Tages, dem Weihnachtsabend.

Am Fenster ihres kleinen wohnlichen Eßzimmers stand Cilli. Die schöne Stirn mit braunen Lockenschmuck wider die kalte Scheibe gelehnt, sah sie mit den blauen Augen hinaus in das Halbdunkel der belebten Straße. Sauber war der Frühstückstisch gedeckt; das ganze Zimmerchen athmete Reinlichkeit und Ordnung, doch lag etwas Düsteres über dem ganzen kleinen Raum, etwas Düsteres, das die matten Strahlen der kleinen Lampe auf dem Tisch nicht zu besiegen vermochten. Cilli fuhr aus ihren Träumereien auf; sie hatte geglaubt, einen Schritt im Nebenzimmer zu vernehmen; sie lauschte, das Ohr der Thüre zugeneigt; es war nichts. Sie trat vor den Spiegel; ein schönes Bild war es, das von dem getreuen Glas aufgefangen wurde; wie edel die Gestalt! Wie zart und fein die Formen! Wie lieblich das Gesichtchen mit diesem so schwermüthigen Zug um den kleinen Mund, der es nur schöner machte. Doch sie schien nichts davon zu merken, noch weniger, stolz zu sein; ihr Blick schien nur geblendet von dem sanften Blau ihres Kleides; sie hatte heute zum ersten Mal die Halbtrauer abgelegt und ein Gewand angezogen, das ihre hübsche Figur wunderbar zur Geltung brachte, ein Kleid, das Er so gern an ihr gesehen hatte — früher.

„Wird er es heute nur bemerken?" flüsterte sie leise vor sich hin. „Nur mich sah er einst; nur für mich allein hatte er Augen, und nun? Er erträgt meine Existenz, aber meine Freude entlockt ihm kein Lächeln mehr; meine Trauer vermag keine Falte mehr auf seiner Stirn zu wecken. Ich leide,' er sieht es nicht; ich büße, er nimmt die Buße nicht an. Alles, Alles ist verscherzt und durch mich, nur durch mich!" Weinend wirft sie sich auf das kleine Sopha, und die Träume banger Nächte verfolgen sie in die Dämmerung des Weihnachtstags.

Da ertönen Schritte im Nebenzimmer; die junge Frau hört sie und kennt sie; rasch trocknet sie ihre Thränen und steht auf, um dem Gatten entgegen zu gehen. Er tritt herein; nicht schön aber männlich ist seine Gestalt wie sein Antlitz; er ist noch jung, aber bleich, wie von durchwachten Nächten; seine Bewegungen sind elegant, nicht stutzerhaft; man sieht ihm an, er ist nicht glücklich, aber in Glück und Unglück ein Mann!

Sie reicht ihm ihre kleine Hand, die er flüchtig berührt; daß sie ihm auch die frischen rothen Lippen zum Kuß geboten hat, scheint er nicht zu bemerken. Die junge Frau zerdrückt eine Thräne, die sich ihr aus der Wimper gestohlen und geht zum Frühstückstisch; sie schenkt ihm ein, und, wie sie sich herabbeugt, spielen ihm die weichen braunen Löckchen um die Stirne, ihr warmer Athem berührt ihn; sie hat das Auge auf die Tasse gerichtet und kann das blitzartig auftauchende und verschwindende Feuer im Auge des jungen Gatten nicht gewahren. „Wir können die Lampe ausmachen, es wird schon heller!"

Sie gehorcht, und dem des Tageslichts ungewohnten Auge erscheint das plötzlich verdunkelte Zimmer noch düsterer, als zuvor. Schweigend nehmen sie das Frühstück ein, schweigend hören sie von der Straße herauf das erwachende Leben des frohen Tages, schweigend hängen sie ihren eigenen, düsteren Gedanken nach. Verstohlene Blicke sendet Cilli zu dem Gatten hin, dessen Antlitz einen weichen, wehmüthigen, fast sanften Zug bekommen hat, wohl in der Erinnerung längst entschwundener, halb vergessener Tage. Cilli will endlich das immer drückendere Schweigen brechen.

„Wie fandest Du die Kranke in der Mansarde gestern?"

„Sie ist auf dem Wege der Besserung."

„Glaubst Du, daß sie heute Abend aufstehen kann?"

„Heute Abend? Was soll sie...."

„Nun, es ist doch Christtag heute," sagte Cilli, die Augen niederschlagend, „und sie hat doch den lieben Kleinen, dem zu Liebe sie...."

„Du hast Recht, sie hat ein Kind und liebt es; sie wird aufstehen können!"

Es tritt wieder eine Pause ein; die junge Frau hat eine Arbeit hervorgenommen unn beobachtet über sie hinweg ihren Mann, der gedankenlos in's Leere starrt. Plötzlich scheint er sich auf etwas zu besinnen; er greift in die Tasche, zieht ein Etui heraus und öffnet es; ein schöner, glitzernder Halsschmuck liegt auf der Sammetunterlage und funkelt selbst jetzt in dem Halbdunkel wunderbar. „Es ist heute Weihnachten," sagt er langsam, ohne sie anzusehen, „und ich habe lange darüber nachgedacht, was ich Dir schenken könnte; da habe ich mich zu erinnern geglaubt, daß Du diesen Halsschmuck früher sehr bewundertest; er übersteigt in seinem Werth eigentlich meine Verhältnisse, aber Du sollst ihn haben; und da Du jetzt nach Ablauf des Trauerjahres wohl wieder anfangen wirst, in die Gesellschaften zu gehen, so wird er Dir willkommen sein. Ich glaube, daß er Deinen schönen Hals noch schöner machen wird." Ein halb ironisches, halb wehmüthiges Lächeln spielt bei den letzten Worten einen Augenblick um seine Mundwinkel; er sieht sie noch immer nicht an und fährt ruhig fort, indem er den Schmuck vor sie hinstellt: „Da Du heute Abend nicht hier sein wirst, so wollte ich Dir jetzt mein Geschenk überreichen." Mit diesen Worten steht er auf, wie um sich ihrem Dank zu entziehen.

Aber die junge Frau sieht nicht nach dem werthvollen und, ach, so werthlosen Halsschmuck. Sie hat kaum gehört, was so kalt über seine Lippen kam, nur die letzten Worte klingen ihr noch im Ohr und sie fragt rasch mit ängstlich forschendem Blicke: „Und warum soll ich heute Abend nicht hier sein?" — „Ich habe Dir ein Billet für das Kirchenconcert genommen; Du kannst dahin ganz gut in Halbtrauer gehen; ach so, Du hast die Trauer schon ganz abgelegt," sagte er mit einem begleitenden Blick auf ihre Kleidung. Sie zuckt zusammen; nur ihm zu Liebe hat sie sich heute freundlicher und heller gekleidet, und so kalt, ja fast höhnend spricht er davon; ihr Herz pocht stürmisch, aber sie zwingt sich zur Ruhe. „Ich danke Dir für Dein Geschenk, Erwin, aber Du bist zu verschwenderisch mit solchen Steinen, die blitzen und funkeln und sind doch nur Steine, und Du bist zu karg mit Deiner...."— „Bleiben wir bei der Sache!" unterbricht er sie ruhig aber fest. — „Wohl, bleiben wir bei der Sache! Dein freigebiges Geschenk nehme ich an, und ich danke Dir dafür wie es eine so von Herzen kommende Gabe verdient; ins Concert werde ich aber nicht gehen am Christabend!" — „Schade, ich dachte Dir eine Freude damit zu machen!"— „Erwin, das dachtest Du nicht; am Weihnachtsabend schickst Du mich aus dem Haus; am Weihnachtsabend verbannst Du Dein Weib von...."

Erwin hörte sie nicht mehr; er hatte geklingelt und als jetzt das Mädchen erschien, sagte er ruhig: „Sie können abräumen. Karl soll anspannen. Auf Wiedersehen, Cilli!"

Er war fort.

Cilli eilte in's Nebenzimmer, um vor dem Mädchen die mit Macht hervorquellenden Thränen zu verbergen; es war ihr Schlafzimmer. Seit zwei Jahren hatte es Erwin nie betreten. Sein Bild stand auf dem Nähtischchen; früher hatte es nicht da gestanden. Dieser kleine Raum mit den wolkigen Vorhängen, die das Licht wunderbar abdämpften und das Zimmer immer in jenem traulich-mystischen Dunkel ließen, das die Stätte der Träume, der Hoffnungen ist, dieser Raum war Zeuge aller ihrer Reue gewesen. Wie oft hatte sie in eitler Freude hier vor dem großen Spiegel gestanden und, sich selbst bewundernd, die Bewunderung Anderer vorausberechnet; wie oft hatte sie sich hier in schönen, ja gewagten Toiletten gesehen und sich vollständig darüber Rechenschaft gegeben, daß sie bezaubern könne und bezaubern wolle, daß sie quälen könne und quälen wolle, und — wen hatte sie am meisten gequält? Ihn, der an seinem Pulte saß unterdessen und nach dem anstrengenden Tag noch immer arbeitete, damit er das Leben seiner schönen, genußsüchtigen Frau bestreiten könne, ihn, der das mitgiftlose Mädchen geliebt und geheirathet hatte, der ihre Mutter, die in ihrem dünkelhaften Stolz auf die Tochter eine Qual für jeden denkenden Mann sein mußte, in's Haus zu sich genommen hatte.

Und diese Mutter betrachtete den guten Schwiegersohn nur als vortheilhaften Hintergrund; als junge Frau konnte ja die Tochter noch mehr mitmachen; die Ehe verlieh ihr in den Augen vieler Anbeter erst den vollen pikanten Reiz; neue Erfolge sollte die Tochter erringen, und sie errang sie; sie war schön, sehr schön, die Herren und Herrchen der Großstadt drängten sich um sie, ihr Huldigungen darzubringen; die verwegensten von ihnen träumten schon von seligen Stunden, die sie in den schönen, weißen Armen dieser offenbar leichtsinnigen Frau verbringen wollten. Aber Cilli war wohl eitel, doch nicht unedel, sie war gefallsüchtig, nicht schlecht. Sie liebte ihren Mann auf ihre Weise, aber sie begriff ihn nicht und seine tadelnden Blicke erregten ihren Trotz; sie trieb ihr Spiel mit den Anbetern, aber dachte niemals an Untreue.

Ihr Mann hatte sie lange gewähren lassen. Er war einige wenige Male mit ihr in Gesellschaft gewesen; doch hatte er schnell die unnütze, fast lächerliche Rolle, die er da zu spielen schien, gefühlt und er ließ sie fortan mit ihrer Mutter die Gesellschaften allein besuchen, sich selbst entschuldigte er mit Arbeit. Er konnte das nicht mit ansehen; er war eifersüchtig. —

Nur ein Mal war die Leidenschaft bei ihm zum Ausbruch gekommen. Er war spät am Abend von einer Sitzung heimgegangen und einige halb berauschte Bekannten hatten ihn unterwegs getroffen und begleitet. Sie neckten ihn mit seiner schönen Frau und gaben ihm scherzend den Rath, sich vor einem gewissen Baron Z. zu hüten, der sehr viel Glück bei den Frauen habe und wohl auch hier keine Ausnahme erleben werde. Er war damals nach Hause geeilt und direct in's Schlafzimmer seiner Frau.

Cilli hatte Migraine in Folge durchwachter Nächte und hatte sich heute frühe zu Bett gelegt. Als er hastig die Thüre aufriß, richtete sie sich auf. Mit blitzenden Augen stand er vor ihr und flüsterte mit gewaltsam gedämpfter Stimme ihr zu: „Cilli, um mein Glück hast du mich betrogen; wenn du aber auch meine Ehre antastest, dann gnade dir Gott!" und damit war er verschwunden; es war das letzte Mal gewesen, daß er ihr Schlafzimmer betreten. — — —

Alles das überdachte Cilli noch einmal, während sie stillweinend auf der weichen Chaise-lounge lag, auf die sie sich in ihrem Kummer geworfen hatte, ihr Köpfchen in den Kissen bergend. Dann dachte sie, wie jetzt gerade vor einem Jahr ihre Mutter gestorben war, ganz plötzlich. Und der plötzliche Schlag, er kam nicht allein und er war nicht der stärkste.

Cilli erhob sich langsam; sie blickte nach dem Christbäumchen in der Ecke, das halb geschmückt seine kleinen Nadelzweige senkte. Sie hatte gehofft, dieser Tag in seiner zweiten Wiederkehr werde sie vereinen. Mit zögernder Hand hatte sie angefangen, das Bäumchen zu schmücken. Und nun sah sie wohl ein, auch diese Hoffnung, die so oft gekommen und gegangen, war nun wirklich dahin! Sie setzte sich vor das Bäumchen, und, ihren eigenen trüben Gedanken nachhängend, schmückte sie mit ihren zarten schlanken Fingern die grünen Zweige und aus dem Tannenduft strömten ihr holde Erinnerungen an die eigne Kindheit entgegen.

„Ich will es heute Abend dem armen Kleinen in der Mansarde bringen"; flüsterte sie vor sich hin, als sie das letzte bunte Lichtchen auf dem schwankenden Ast befestigte.

* * *

Das Mittagsmahl nahmen die Gatten ein, ohne über andere als ganz gleichgiltige Dinge zu sprechen. Wenn der jungen Frau auch manchmal die Thränen kommen wollten, so brauchte sie nur in das starre, kalte Gesicht ihres Mannes zu sehen, und sie konnte sich beherrschen. Als er schon aufgestanden war, wagte sie die Frage:

„Machst Du heute Mittag noch Krankenbesuche?"

„Nein, ich habe alle schon heute Morgen abgemacht."

Er ging nach der Thür; an der Schwelle sah er noch einmal zurück und fragte:

„Du gehst also nicht ins Concert?"

„Nein, Erwin, ich kann nicht."

„Es ist gut."

Er verschwand in seinem Zimmer, die junge Frau ihrem Gram überlassend.

Und war er glücklich in diesem Stolz, in dieser schwer erkauften Ruhe?

Er saß in seinem Arbeitszimmer im Lehnstuhl und hatte ihr Bild in der Hand. Ein weißes, schön geschnitztes Elfenbeinrähmchen umgab es, und am Rand waren einige welke Vergißmeinnichtblümchen eingelegt. Es war vor drei Jahren gemacht, aber sie sah ihm noch ganz gleich, nur schauten die Augen hier glänzend vor Freude und Lebenslust aus dem Köpfchen. Den Glanz hatten sie verloren, aber die hohe Stirn von den braunen Löckchen so lieblich umrahmt, den süßen kleinen Mund, alles fand er noch wie es war; er brauchte nur die Hand auszustrecken und alles, alles war sein; er wußte das; er sah, wie die Reue ihr am Herzen nagte, aber sie hatte ihn zu sehr gekränkt und sein Herz war verletzt und krank.

Heute ruhte seine Feder. Sonst schrieb er in den Stunden, die ihm die Praxis übrig ließ, an einem wissenschaftlichen Werk, in dem er Vergessen gefunden hatte; aber heute konnte er nicht schreiben. Alle liebe und trübe Erinnerungen beschlichen ihn, er hatte am Morgen bei seinen Besuchen sogar in den Krankenstuben die Vorbereitungen gefunden zur Feier des heutigen Abends; er ward die Gedanken nicht los, die Träume, die ihn zurückführten in die schönste Zeit seines Lebens. Er sah sich wieder als Knabe, wie er an diesem Tag, zu dieser Stunde an der Thüre des noch verschlossenen Heiligthums, des Bescheerzimmers, auf dem Boden lag und durch die Ritze den Duft des Tannenbaums einsog, der ihm so würzig entgegenströmte. Welch ein reiner kindlicher Glaube hatte den blondlockigen Knaben damals beseelt: er vermeinte die Schritte, die leichten, flügelgetragenen Schritte des Christengels zu hören; und am Abend vor dem Christtag, wenn er im Bettchen lag und vor freudiger Erwartung nicht einschlafen konnte und sein guter Vater dann jener Kristallglocke, die nur an Weihnachten im Gebrauch war, prüfend die Silbertöne entlockte, wie hatte dann der Knabe so andachtsvoll gelauscht, auf das Flügelwehen des Engels, der durch die weihevolle Stille der Nacht schwebe, Friede auf Erden verkündend und den Menschen ein Wohlgefallen. Und als er dann erfuhr, daß jenes Engelswerk der Mutterliebe entstammte, die ihm den Weihnachtstisch schmückte, wie dankbar war er da gewesen für alle Gaben, und doch — eine stille Wehmuth hatte ihn beschlichen voll Trauer um den verlorenen Kinderglauben.

Und jetzt? Jetzt hatte er sie alle zu Grabe geleitet, die Menschen und die Träume, die sich in sein junges Herz einst getheilt hatten. Was riefen ihm heute wohl die Glocken zu, wenn sie am Abend über die Stadt hin ertönten? Wie leicht hatte sich früher die Seele aufgeschwungen beim frommen Klang der Weihnachtsglocken und hatte geglaubt und gehofft und geliebt. Das war früher! Jetzt trat ihm aus dem Traumbildertanz eine Gestalt entgegen, so hold, so schön und so anbetungswürdig; die Züge des Christengels, wie sie die kindliche Phantasie sich einst geträumt, und des Weibes, das er geliebt hatte und — noch liebte, vermischten sich, und da — da hielt er sein Bild in der Hand — ihr Bild; er drückte es an die Lippen; heiße Küsse drückte er darauf und flüsterte leis, wie in's Ohr der Geliebten, daß es draußen die lärmende Welt nicht höre: „Wie schön Du bist!

Erwin fuhr aus seinen Träumen auf; noch immer hielt er Cilli's Bild in den Händen. Er griff sich, wie erwachend, nach der heißen Stirn und verschloß dann seufzend ihr Bild bei den Briefen seiner Eltern und den Bildern der theuren Verstorbenen.

Es ist dunkel geworden im Zimmer; er muß lange, lange gesessen haben; er steht auf und murmelt vor sich hin: „Ich will nach meiner Kranken in der Mansarde sehen; nur der Beruf kann mich in Gleichgewicht halten!" Er streicht sich noch einmal über Stirn und Augen und tritt auf den Flur hinaus. Er tastet sich leise die dunkle Stiege hinauf. Es wäre ja möglich, daß die Kranke schlief. Nun stand er vor der kleinen Thür; sie war nicht ganz geschlossen; ein schmaler Spalt warf das Licht auf den engen Vorplatz. Aus dem Zimmer ertönte der helle Jubel einer Kinderstimme.

Erwin blieb plötzlich stehen und lauschte unwillkürlich; er suchte durch den Thürspalt in's Innere zu sehen. Sein scharfes Ohr glaubte die sanfte Stimme Cillis vernommen zu haben durch die laute des Kindes hindurch. Er sah den blonden fünfjährigen Knaben um einen kleinen, schön geputzten Christbaum hüpfen und bald hier einen Schmuck bewundern, bald dort zu der Schachtel voll großen Zinnsoldaten springen, die darunter stand. Eine helle Weihnachtsfreude leuchtete aus dem frischen Kindergesichtchen. Und da, am Bett bei der Kranken, stand sie selbst. Ja, wahrhaftig, sie war es, aber wie er sie im Traum vorhin gesehen, engelgleich und seit langer Zeit wieder mit jenem sanften Lächeln. Goldfäden und eine kleine Reihe Silberperlen hatte sie im Haar, der Kleine hatte es vom Christbäumchen abgenommen, sie damit zu schmücken und sie ließ es sich lächelnd gefallen. Jetzt legte sie mit vorsichtiger Hand die Kissen hinter dem Rücken der Kranken zurecht und glättete die Decke. Erwin wollte eintreten; er vermochte es nicht; der ganze Zauber des friedlichen Bildes kam über ihn. Nun sprach sie; er lauschte ohne zu athmen.

„Wie geht's Ihnen?" fragte Cilli die Kranke, indem sie sich zu ihr auf den Bettrand setzte. „O danke, besser; ich war aufgestanden, um dem Kleinen etwas zu backen; aber ich mußte mich wieder legen; wären Sie nicht gekommen, er hätte gar keine Weihnachten gehabt. Wie gut Sie sind! Die schönen Soldaten und den hübschen Baum! Haben Sie ihn für den Jungen geputzt, Sie Gute?"

Cilli erröthete. „Ach nein", antwortete sie schnell, doch ohne ein leichtes Beben ihrer melodischen Stimme hindern zu können, „ich putzte ihn für uns, und als—", sie stockte, fuhr dann aber entschlossen fort: „und als mein Mann und ich uns genug daran erfreut hatten, da brachte ich ihn herauf; denn für die Kleinen ist doch das Fest wie seine Gaben!"

Arme, junge Frau! Wie schwer war ihr die fromme Lüge geworden. Der Lauscher draußen griff nach seiner Stirn; war das alles nur ein Traum?

„O wie gut Sie sind, wie gut Sie sind," flüsterte die Kranke immer wieder und strich mit ihrer abgezehrten Hand über das weiche Haar der jungen Frau. „Und doch", sagte sie dann trübe lächelnd, „liegt etwas Trauriges darin, daß die eigene Mutter es einer fremden, wenn auch so lieben Hand überlassen muß, ihrem Kind den Weihnachtbaum zu schmücken!"

Cilli mochte die Thräne im Auge der Armen wohl gesehen haben, ohne hinzublicken; sie rief den Kleinen, der eben die ersten Soldaten auspackte, heran, und er kam gesprungen und hielt den Trompeter, der ihm besonders gefiel, auf seinem weißen Pferde, in der Hand.

„Sieh, wie schön der Trompeter ist, Tante Cilli!" — „Und der Christbaum, gefällt der Dir auch?" — „O, der ist gar zu hübsch!" — „Nun siehst Du," fuhr Cilli fort und strich ihm die muthwilligen blonden Locken aus der Stirn, „den Christbaum hat Dein gutes Mütterchen, das Dich so arg lieb hat, vom Christkind erbeten, und das Christkind hat ihn bei mir unten abgegeben, damit Du ihn nicht sähest, ehe der Abend käme. Den schönen, schönen Christbaum hast Du vom Mütterchen und die Soldaten hast Du von mir und — — dem Onkel Doctor", schloß sie erröthend.

Der Knabe fiel seiner Mutter um den Hals.

„Siehst Du, ich wußte es ja, daß Du mich nur anführtest; Du hast gesagt, Du könntest mir keinen Christbaum schenken und nun hab' ich so einen gar schönen!"

Und jubelnd lief er mit seinem Trompeter zu dem strahlenden Bäumchen zurück.

Die Mutter drückte gerührt Cilli's Hand.

„Das nenne ich Edelmuth. Sie erfreuen nicht nur, Sie übertragen auch noch die schönste Frucht des Gebens auf die Mutter, den Dank des Kindes. O, ich will in dieser Christnacht zum Vater im Himmel beten, daß er auch Ihnen ein Kind bescheert; Sie verdienen es, Mutter zu sein, wie wenige es verdienen!" Cilli senkte das Köpfchen, und die Kranke fuhr fort: „Sehen Sie, ich habe diese Nacht von ihm geträumt. Er kam wieder, mich endlich zu seinem Weib zu machen und sein Kind anzuerkennen. Ich sah ihn deutlich im Traume. Er war ganz so, wie er oft zu der armen Näherin heraufschlich in's Stübchen. Seine schlanken Hände streichelten meine Wangen. Er war im Ballanzug, wie er so oft kam, vom Ball oder ehe er auf den Ball ging. Und ich hörte seine Stimme wieder! „Arme Kleine, nur ein wenig Geduld noch und Du bist mein!" Ach, wie oft hatte er 's gesagt, und — so viele Worte, so viel Lügen! Ich zürne ihm ja nicht; lebt er, so lebe er glücklich; starb er, so möge Gott nicht hinter seinem armen Geschöpf zurückstehen im Verzeihen! Aber als ich aufwachte, da war's so leer hier im Zimmer, im Kopf, im Herzen; er war nicht bei mir, und diese Arme, die ihn so oft in inniger Liebe umschlungen, die er so schön gefunden, sie waren abgezehrt und kraftlos. Ich habe geweint, lange geweint; da hörte ich athmen und sah mich um; ich fieberte und suchte ihn, nur ihn; da erblickte ich neben mir den blonden kleinen Engel; er athmete so sanft und seine Bäckchen waren so mild vom Schlaf geröthet. Da habe ich beten können und habe heiß und inbrünstig gebetet, aber nicht, daß der Himmel mir den Verlorenen wiederbringen möchte, nein, gedankt habe ich dem Himmel im Gebet, daß er mir mein Kind gegeben und gelassen. Ob es auch ein Kind der Sünde ist, wie die Menschen glauben, es ist doch ein Himmelsschatz! Nur gesund werden will ich und ich beneide Niemanden; und gesund werde ich ja! Ihr Mann, der gute, liebe Doctor, hat mir's versprochen; er verspricht nichts, was er nicht hält, und wie sorgsam er ist, wie gut. Was für eine Freude muß es sein, solch herrlichen Mann zu haben, ihm Kinder zu schenken...."

Sie hielt inne; Cilli war rasch aufgestanden, um die hervorquellenden Thränen zu verbergen. „Tante Cilli weint!" rief der Kleine, der ihr nachsprang ans Fenster.

Sie gewann ihre Fassung wieder und kehrte zu ihrem alten Platz zurück. „Es ist nichts," sagte sie. „Die Weihnachtsglocken machen mich immer weinen, und ich weiß nicht, warum; es war schon als Kind so. Hörst Du, Lieber, wie sie klingen?" Der Kleine lauschte, dann spielte er weiter. — „Nein, nein," sagte die Kranke, „ich weiß, daß ich Ihnen weh gethan habe. Sie möchten am Weihnachtsfest auch von Kindern umhüpft sein. Seien Sie guten Muthes! Ich sehe Sie schon im Geist, so ein liebes Mädchen, mit den treuen blauen Augen seiner Mutter, der glücklichen Eltern Augenweide, ein strammer kleiner Bub, der gescheidt ist wie sein Vater, ein herziges Pärchen; nur Muth, kleine Frau!"

Cilli weinte nicht mehr. Die kleinen Zähne aber nagten an den Lippen und in ihrem Innern kämpfte ein namenloses Weh.

Der Kleine hatte seine Soldaten fertig aufgestellt. Er klatschte vor Vergnügen in die Hände und rief ein Mal über das andere: „Vorwärts, marsch! Vorwärts, marsch! Tante Cilli, sieh, meine Soldaten marschiren auf Dich zu!"— „Ei, da muß ich mich ja wohl fürchten," sagte Cilli lächelnd. — „Nein, nein; ich bin ja ihr General," meinte der Kleine stolz, „da brauchst Du keine Angst zu haben; sie thun Dir nichts, aber gefangen nehmen sollen sie Dich!" — „Aber Du willst doch die gute Tante Cilli nicht gefangen nehmen lassen, Du Wildfang!" drohte die Mutter scherzend mit dem Finger. „Doch, doch! damit sie immer bei uns bleibt!" — Cilli ging zu dem kleinen General und gab ihm einen Kuß. und er vergaß seine Würde so weit, daß er ihr noch einen gab. Dann kletterte er auf ihren Schooß und sah sie eine Weile ganz ernst an, dann sagte er: „Weißt Du was, Tante Cilli, wenn ich groß bin, dann heirathe ich Dich!" „Ei, ei, warum denn mich gerade?" — „Weil Du so gut und so schön bist," sagte der kleine Freier, dann aber legte er sein blondes Köpfchen an ihre Brust und sah wohlgefällig nach seiner Armee.

„Aber Tante Cilli ist ja schon dem Onkel Doctor seine Frau!" lachte die Mutter. Der Kleine schwieg eine Weile; es schien ein Gedanke in dem kleinen Gehirn zu arbeiten; dann sagte er: „Gelt Mütterchen, wen man lieb hat, dem gehört man. Und ich gehöre doch Dir, weil ich Dich doch lieb habe?" — „Gewiß, mein Lieber!" — „Und Tante Cilli, hast Du mich nicht lieb?" — „Natürlich, sehr lieb, Du kleiner Wildfang!"

„Dann bist Du auch mein!" lachte der kleine Diplomat und sprang vergnügt von ihrem Schooß herunter zu seinen Soldaten.

„Seh'n Sie," sagte die Mutter, „jetzt sind Sie gefangen. Aber da plaudern wir und halten Sie auf, und unten erwartet der Mann seine hübsche Frau!" Sie ergriff die Hand ihrer Wohlthäterin: „Sagen Sie ihm, daß Sie uns eine sehr große Freude gemacht, und er solle nicht böse sein, daß wir Sie so lange aufgehalten. Sagen Sie ihm, daß Sie ein ganz herziges Frauchen wären, und er sehr, sehr stolz auf Sie sein könne; und —" sie zog Cilli zu sich herab und flüsterte der jungen Frau leise noch etwas in's Ohr, das diese erröthen machte.

Cilli konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten; das Alles war so gut gemeint und klang wie bitterer Hohn. Erinnerungen, verlorene Wünsche und Hoffnungen ließen ihr Herz voll werden bis zum Brechen. Erschreckt richtete sich die Kranke auf: „Was ist Ihnen, liebes, gutes Kind, was ist Ihnen?" — Cilli antwortete nicht; sie schluchzte heftig. — „Sie sind nicht ganz glücklich?" — „O doch, ganz glücklich!" brachte Cilli mühsam hervor. Sie richtete sich auf und war wieder ihrer selbst mächtig. „So gehen Sie, liebes Kind, er kann Ihre Thränen am besten stillen; er sehnt sich gewiß nach Ihnen!" — „Ja, er sehnt sich nach mir!" sie lächelte durch die Thränen; es war ein schwermüthiges Lächeln, nicht wie die ersten Strahlen nach dem Gewitter, sondern wie ein schwaches Wetterleuchten im endlosen Sturm.

Sie drückte der Kranken die Hand und küßte den Kleinen; dann ging sie zur Thür. Da stand ein Schatten; — sie erschrak; nein, es war kein Schatten; er war es und breitete die Arme aus und über seine bebenden Lippen kam es: „Ja, er sehnt sich nach Dir!"

Innig hielten sie sich umschlungen.

Der Kleine war Cilli nachgeeilt, und kam nun ganz erschreckt zu seiner Mutter zurück und flüsterte ganz leise das große Geheimniß:

„Der Onkel Doctor hat Tante Cilli geküßt."

Ein zufriedenes Lächeln glitt über das Antlitz der Kranken: „Es ist gut, mein Liebling; schließe die Thür!"

Und der Kleine gehorchte.

Die Beiden aber stiegen langsam in neuerrungener Seligkeit die Treppe hinab. Am Gangfenster machten sie Halt und sahen über die erleuchtete Stadt hin; der Himmel war klar geworden und unzählige Sterne flimmerten, und aus unzähligen Fenstern und Fensterchen schimmerte das schöne helle Licht der Weihnachtskerzen, wie eben so viele Sternlein der reinen Freude, des kindlichen Glaubens.

Vom Altar des Doms sang ein Knabenchor das Weihnachtslied und hell und klar tönte die Himmelsbotschaft hinaus in die Winterlandschaft. Erwin aber zog sein Weibchen fester an sich: „Kinderstimmen verkünden das neue Heil!" sagte er leise. Sie verstand ihn und barg erröthend das Köpfchen an seiner Brust. Der Sang war verklungen; sie stiegen zu ihrer Wohnung hinab.

„Wir wollen uns einen Christbaum kaufen", rief plötzlich Cilli, mit aufquellender Lust in die Hände klatschend.

Ja, das war ein Gedanke! Ein Christbaum mit hellen Lichtern und zwei Glückliche sollten darunter sitzen.

Arm in Arm gingen sie, den strahlenden Freudebringer zu holen. Der Schnee knirschte unter ihren Füßen; die Sterne flimmerten; Jubel schallte aus jedem Fenster; es war kalt, doch sie gingen langsam, dicht aneinander geschmiegt...

— Vor Gericht. Richter: Ihr Läugnen hilft nichts! Daß Sie das Geld gefunden haben ist eine Erfindung von Ihnen. Strolch: Da geht es mir eben wie so vielen großen Männern! Richter: Was wollen Sie damit sagen? Strolch: Ich komme auch um die Früchte meiner Erfindung.

— „Geistesabwesend" und „Gedankenleere" sind die Wahrzeichen der folgenden Schilderung, die sich einer unserer gelehrtesten Schriftsteller leistet: „Die im Winde flackernden Straßenlaternen jagten ihr Licht geistesabwesend an den Mauern entlang, so daß hier und da ein Schild aus seinen Träumen auffuhr und mit in großen Lettern gedruckter Gedankenleere hinstarrte."

— Gerechter Zweifel. Rechtsanwalt: „Ihr Gegner ist verurtheilt, Ihnen die ganze Summe zu bezahlen, nur müssen Sie die Kosten tragen." Klient: „Ja, hab' i denn eigentlich g'wonne oder verlore?"

— Von einem Berufsgenossen erklärt ein Kritiker: „O, er ist eine gute Seele, nachsichtig gegen die Fehler der Andern, aber äußerst strenge gegen ihre Vorzüge!"

O Weihnachtszeit!

O Weihnachtszeit, Du Fest der Kleinen,
Der Liebe großes Freudenfest,
Die Glocken künden Dein Erscheinen
In Nord und Süd, in Ost und West;
Zieh' zum Palast und in die Hütte.
Zieh' jubelnd ein in jedes Haus
Und auf die ganze Menschheit schütte
Allmächtig Deinen Segen aus!

O Weihnachtszeit, Du heil'ge, hehre,
Du Fest der ganzen Christenheit,
Zieh' zu der wahren Liebe Ehre
In alle Orte weit und breit,
In alle Herzen senke Frieden,
In alle Herzen sende Freud'
Und lasse vor Dir flieh'n hienieden
Jedweden Kummer, jedes Leid!

O Weihnachtszeit, laß' Deine Kerzen
Erflammen, leuchtend hoch empor;
Es lodere aus Aller Herzen
Der Liebe Flamme hell hervor;
Und wer vergessen und alleine
Und arm vor Dir, o Fest erscheint,
Dem laß' im fremden Lichterscheine
Die Thräne glänzen, die er weint!

O Weihnachtszeit, Du Fest der Wonne,
Zieh' Du die Menschenliebe groß;
Ein heilig' Feuer, wie die Sonne,
Erstehe uns aus Deinem Schooß,
Ein Feuer, das die ganze Erde
Erleuchte bis zum kleinsten Raum
Und das der ganzen Menschheit werde
Ein ewig strahl'nder Weihnachtsbaum.

Warum feiern wir Weihnachten am 25. December?

Die Heidenchristen, die bei weitem die zahlreichsten waren, feierten nach alter Gewohnheit gleichzeitig mit ihren bei der alten Religion verharrenden Mitbürgern gegen das Ende des December die Saturnalien und das Mithrafest. Das letztere war um das Jahr 70 nach Christi Geburt aus Persien nach Rom gekommen, und als die Saturnalien immer mehr in Völlerei und Ausschweifungen ausarteten, mit denselben verbunden worden, Der letzte Tag derselben, der 24. December, galt als der kürzeste Tag und hieß dies Brumalis, auf ihn ward das Mithrafest übertragen und man feierte am folgenden Tage, am 25. December, das Fest der unbesiegten Sonne. In den römischen Kalendern wurde der Tag dies natalia Dei Solis invicti, als Geburtstag des unbesiegten Sonnengottes, bezeichnet. Professor Cassel ist der Ansicht, man habe in Rom von heidnischer Seite die ganze Gottesverehrung in den Sonnencultus zusammengezogen, um dem christlichen Gott einen einheitlichen Pantheismus entgegen zu setzen und der Ausbreitung des Christenthums dadurch geistigen Widerstand zu leisten.

Von christlicher Seite faßte man die Sache aber ganz anders auf: Die Sonne des zwar noch jungen, aber überall siegreichen Christenthums war Christus. Seine Geburt war gleichsam die Geburt einer neuen Sonne, die jetzt die ganze Erde erleuchten sollte.

„So stimmten," sagt Chrysostomus, „Heiden und Christen doch in der gemeinsamen Feier überein, wenn sie den Gegenstand derselben auch ganz verschieden auffaßten."

Der Streit um den 25. December und den 6. Januar folgte aus dem sogenannten Osterstreite, der fast zwei Jahrhunderte lang die Gemüther erhitzte. Um den Morgenländern die Richtigkeit des 25. December zu beweisen, ließ Bischof Julian (336—352) in den Archiven Nachforschungen anstellen über die zur Zeit der Geburt Christi stattgehabte Schätzung des Augustus, die die Veranlassung zu der Reise wurde, die Maria nach Bethelem machte. Man fand, was man wissen wollte: der richtige Geburtstag war der 25. Decbr. Auch die Weissagungen des alten Testaments wurden herangezogen. Der Prophet Haggai hatte am 24. Tage des neunten Monats ein Gesicht von der Herrlichkeit eines an diesem Tage zu gründenden Tempels. Schon jüdische Ausleger hatten früher dieses Gesicht auf den Messias gedeutet.

Die Christen adoptirten diese Auslegung um so eher, als nach neutestamentlicher Lehre Christi Leib der wahre Tempel des Herrn, ein Haus des Höchsten war. Die Weissagungen von der Gründung des Tempels erfüllten sich also in der Geburt Christi, und wenn man vom ff. Nisam, dem kirchlichen Neujahr, ausging, konnte man ohne viel Mühe den 25. December des römischen Kalenders herausrechnen. Dieses Datum erschien dann auch zum ersten Male in dem Festverzeichniß des Jahres 354. Die Griechen, vor allem die Alexandriner, sträubten sich dagegen. In Konstantinopel ward das Datum 366 und in Alexandrien sogar erst 431 eingeführt; trotzdem herrschte aber noch bis Mitte des sechsten Jahrhunderts eine große Verwirrung. Einzelne Gemeinden feierten Geburtsfest und Taufe zusammen am 6. Januar, andere getrennt, die eine am 25. December und die andere am 6. Januar, und endlich noch andere Gemeinden beide Feste gleichzeitig an einem der beiden genannten Tage. Kaiser Justinian machte dem Streit endlich ein Ende; er erließ im Jahre 500 ein Edikt, in dem er bestimmte, daß am 25. December die Geburt und am 6. Januar die Taufe gefeiert werden sollte. Von da an wurde die Feier eine einheitliche in der ganzen Christenheit, wenigstens was das Datum anbetrifft, denn selbst die griechische Kirche, die später den verbesserten gregorianischen Kalender nicht annahm, feiert das Fest nach ihrer Rechnung am 25 December.

— Plattdeutsch. Student: Ich bin den ganzen Tag vollauf beschäftigt: Morgens von acht bis neun Uhr höre ich bei Professor Hübler, von neun bis elf kommt Anatomie. Vater: Jung', wat? Denn kommt Anna to di? Heff ick Di nich verbaden, Di mit Frugenslüd aftogeben?

— Hochgefühl. Besuch: „..Ich begreife es sehr wohl, daß Sie sich aus der dumpfen Stadtluft heraus auf Ihr herliches Landgut sehnen!" — Rentière: „Ja, ich leb' allemal wieder auf, wenn ich hier drauße' kann athme' mei' eigene Luft."

Aus Professor Billroth's ärztlicher Praxis

wird folgendes Erlebniß mitgetheilt: Eines Tages erhielt der berühmte Wiener Chirurg das nachstehende Telegramm aus Iglau: „Mein Hausarzt erklärt, daß nur eine Operation von Ihrer Meisterhand mein Leben retten kann. Kommen Sie sofort und befreien Sie von seinem schrecklichen Blasenleiden den Großkaufmann Salomon Fleischmann." — Billroth, der als Kliniker und Universitätslehrer sehr in Anspruch genommen war, erklärte hierauf telegraphisch, daß er die Reise nur in dem Falle unternehmen könne, daß man ihm ein Honorar von 500 fl. zusichere. Die Rückantwort lautete: „Einverstanden! Geldfrage spielt keine Rolle. Reisen Sie mit dem Nachtzug. S. Fleischmann." — Als Billroth am Morgen in Iglau ankam, fand er auf dem Perron zwei schwarzgekleidete Herren, welche die Frage an ihn stellten, ob er der aus Wien herübergekommene Herr Prof. Billroth sei. Kaum hatte dieser die Frage bejaht, so erklärten die Schwarzgekleideten mit allen Zeichen tiefster Betrübniß, daß Herr Salomon Fleischmann, ihr theurer Verwandter, vor einer Stunde gestorben sei. Als Billroth diese fatale Mittheilung entgegennahm, drängte sich ein kleiner jüdischer Herr in seine Nähe und bekräftigte die Aussage durch ein lauter „Nebbich!" — Billroth hatte Zeit und Geld verloren und erkundigte sich bei den Verwandten Fleischmanns, wann der nächste Zug nach Wien zurückgehe. Zu seinem Verdruß mußte er erfahren, daß erst nach Mittag ein Schnellzug nach Wien abgehe, er war also genöthigt, 5 Stunden in Iglau zu verweilen. Die beiden Männer in Trauer geleiteten den Professor zu einem Hotel hin und schieden von ihm mit dem ausgesprochenen Bedauern, daß er sich umsonst herbemüht habe.

Als Billroth im Hotel ein Frühstück eingenommen und sich eben die Frage stellte, womit er in der fremden Stadt die Zeit ausfüllen solle, wurden mehrere Kranke ins Hotel gebracht. Diese erklärten, die Nachricht von der Ankunft des berühmten Herrn Professors habe sich rasch durch die Stadt verbreitet und sie wollten die gute Gelegenheit benützen, Rath und Hilfe zu erlangen. Billroth führte mehrere Operationen im Hotel aus und stellte es jedem Patienten anheim, seinen Mitteln gemäß das Honorar zu zahlen. Er erhielt von dem einen drei, von dem andern einen Gulden, ja, ein Iglauer, verstieg sich sogar zu einer Leistung von fünf Gulden und Billroth war nach Verlauf einer mehrstündigen Thätigkeit in der Lage, wenigstens seine Reisekosten decken zu können. Ein Jahr nach diesem Ausflug begegnete ihm ein kleiner Herr im Wiener Prater, der ihn mit den Worten anredete: „Herr Professor, Sie sind ein großer Mann, ein gelehrter Mann, aber an Witz ist Ihnen Salomon Fleischmann doch über. — Sie kennen mich nicht mehr? Ich aber kenne Sie noch ganz gut, denn ich stand dabei, als Fleischmanns Söhne Ihnen den Tod ihres Vaters anzeigten, und ich sagte nebbich dazu, wobei ich nicht den todten Fleischmann, sondern den lebenden Professor Billroth bedauerte, denn Sie sind grausam beschummelt worden, Herr Professor."

„Wieso?"

„Nun, Fleischmann lebt und ist heute, Dank Ihrer Operation, frisch und gesund."

„Freilich, er war todt für Ihr Honoraranspruch, aber nicht für Ihr Messer. Sie haben ihn im Hotel für fünf Gulden operirt und Fleischmann ist heute gesund wie ein Fisch im Wasser. Durch die Todesanzeige hat er 495 fl. gespart. Ja, Fleischmann ist ein feiner Kopf, ich kenne ihn, denn ich war jahrelang sein Buchhalter. Behüt' Sie Gott, Herr Professor."

Billroth ist seither allen auswärts lebenden Patienten gegenüber vorsichtiger geworden, besonders aber mißtraut er Denen, die ihm telegraphiren: „Die Geldfrage spielt keine Rolle."

— Aus den Kindheitstagen einer Weltmacht erzählt die „Gartenl.": Ein englischer Minister, wenigstens ein gewesener, war das erste Opfer der Eisenbahn. Sir Huskisson, zuletzt 1828 Staatssecretär der Colonien, wurde von einer ihre Künste im Vor- und Rückwärtsfahren zeigenden Locomotive überfahren mitten in dem Festesjubel bei Eröffnung der ersten größeren englischen Locomotivbahn von Liverpool nach Manchester, am 15. September 1830. Der höheren Kreise bemächtigte sich infolge dessen eine solche Furcht vor einer Eisenbahnfahrt, daß Prinz Albert in Fürsorge für das Leben seiner Gemahlin, der Königin Viktoria, derselben erst zwölf Jahre später, im Jahre 1842, auf der Eisenbahn zu fahren gestattete. Friedrich Wilhelm III. von Preußen benutzte die Bahn Berlin-Potsdam (1838 erbaut) erst zwei Jahre nach deren Fertigstellung. Dagegen wohnte Herzog Wilhelm von Braunschweig in einem hierzu eigens angefertigten Salonwagen — man hatte zu diesem Zwecke eine Hofequipage auf einem vierrädrigen Platformwagen befestigt — der ersten Festfahrt von Braunschweig nach Wolfenbüttel im December 1838 in Person bei. Kaiser Wilhelm I. und Gemahlin, damals noch Prinz und Prinzessin von Preußen, fuhren zum ersten Mal auf der Eisenbahn Nürnberg-Fürth am 9. August 1836 — acht Monate nach deren Eröffnung.

— Welches Geschlecht ist eitler, das starke oder das schwache? Zwei Herren in Frankfurt a. M. nahmen dieser Tage vor einem vielbesuchten Laden Stellung und gaben genau Acht, wer von den Heraustretenden, Männlein oder Weiblein, sich etwa in dem dort angebrachten Spiegel betrachten würde. Das Ergebniß war ein in der That überraschendes: Von 100 Damen beguckten sich nur 65, während 95 v. H. unter den Herren der Schöpfung den Spiegel befragten.

— Bedingung. Fräulein Eveline, wir müssen jetzt auf immer scheiden, ich verheirathe mich und hoffe, daß Sie mir ein gutes Andenken bewahren werden.— Recht gern; aber ich bitte Sie, Herr Graf, mir erst das Andenken zu geben, damit ich es bewahren kann.